

(Nachdruck verboten.)

201

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Was können wir anders tun, Kind, als ringen und kämpfen!“

„Wir könnten glücklich sein,“ erwiderte Grete kaum hörbar, „und brauchen unsere Leidenschaften und Begierden nicht zu wecken. Wir könnten vielleicht lernen, in uns einen Halt zu finden, um nicht von den wechselnden Urteilen und Zufällen abhängig zu sein. Immer wieder muß ich an meinen Vater denken, der mit seiner Heiterkeit und Selbstgenügsamkeit über all den vielen steht, die von ihren Wünschen hin und her getrieben werden.“

„Möchtest Du denn wunschlos sein?“

„Ruhig und fest möchte ich sein und kraftvoll in dem, was ich will; festhalten, was mir teuer ist, mich nicht um das Gerede der Menschen kümmern und nicht den Versuch machen, über mich hinauszuwachsen oder mehr zu scheiden, als ich bin.“

„Das alles hast Du erreicht,“ sagte er nachdenklich, „in Dir ist eine wundervolle Selbstsicherheit und keine Spur von falschem Ehrgeiz.“

Sie lachte silbern auf.

„Du machst aus mir ein Heiligenbild; in mir ist gottlob viel mehr Irdisches, als Du denkst. Nur weil Du mich mit liebenden Augen siehst, entrückst Du mich der Wirklichkeit.“

Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und sagte:

„Ich blicke in Dich und erkenne Dich.“

Der Ton seiner Stimme traf sie, und seine Worte fielen auf ihre Seele wie Morgentau auf junge Blüten fällt. Ringsum war tiefe Stille — kein Laut drang durch diese Räume. Und dieses große Schweigen verknüpfte sie noch fester und öffnete ihre letzten Wünsche. Sie begriffen sich ohne Worte.

Seine stummen Blicke erwiderte sie mit schimmernden Augen — und in dem einen Wunsche, sich zu erfüllen, vergaßen sie alles — Zeit und Raum flossen für sie ineinander, und nur den einen Willen gab es, dem sie sich in dieser Stunde fügen mußten . . .

Zwanzigstes Kapitel.

Es kam der Tag der Grundsteinlegung. Steinert hatte das große Ereignis durch die Presse hinausposaunen lassen und eine Anzahl von Einladungen an Hinz, Kunz und Peter — an Literaten, Journalisten, öffentliche Persönlichkeiten und stadtbekanntere Millionäre versendet. Er hatte für Kessler eine großartige Urkunde verfaßt, die der Baumeister mit weithintragender Stimme verlas, bevor sie versenkt wurde. Kesslers elegante Erscheinung, sein frisches, ungezwungenes Auftreten gewannen ihm nach den ersten Worten die Sympathie der Geladenen, die plötzlich in dem bisher Unbekannten den Baumeister der Zukunft sahen.

Frenzel machte bei jedem einzelnen Reklame; er tat, als ob er das neue Genie entdeckt hätte.

Vom Bauplatz fuhr man zum Diner. Nach dem zweiten Gange klopfte Steinert ans Glas. Seine Wadenknochen brannten, seine Augen funkelten unstill. Er sprach in hochtrabenden Worten von dem neuen Theater, das die erlösende Kunst bringen, das abseits von jedem spekulativen Geschäftsbetrieb geleitet würde und dank seiner hochherzigen Gönner in der Lage sei, sich frei und unabhängig zu entwickeln.

Kessler geriet über diese Rede nicht mehr in Staunen, er hatte sich längst an den Wortbombast Steinerts gewöhnt, er hatte sich überzeugen lassen, daß diese Aufschneidereien notwendig seien, daß das Klappern wirklich zum Handwerk gehöre.

„Die Leute müssen sich drängen, um beteiligt zu werden . . . sie müssen zu uns kommen, und wir müssen den Anschein erwecken, als ob uns das Geld von allen Seiten zuflöße. Diese Grundsteinlegung muß uns Hunderttausende bringen,“ hatte er vorher zu Kessler gesagt. „Lassen Sie mich nur machen.“

Und Kessler hatte stumm genickt. Er arbeitete bereits nach demselben Rezept und bewunderte diesen agierenden kleinen Menschen, dessen Tatkraft und Energie durch nichts zu lähmen waren.

Am untersten Ende saßen Herr Anders und Herr Freitag, die ebenfalls geladen waren. Anders war in seinem abge-

schabten Orchesterrock gekommen, während Freitag Uniform angelegt hatte.

Anders saß vor seinem Sektglas und lächelte beständig stillbergmüht in sich hinein. Der Wein hatte seiner Phantasie Flügel gegeben — er war mit seinen Gedanken und Träumen weit, weit weg.

Kessler hatte jetzt seinen Platz an der Spitze der Tafel verlassen, um mit den beiden Herren anzustoßen.

„Nun, Herr Anders, Ihnen geht es heute gut,“ sagte er freundlich.

Der alte Herr fuhr mit seiner feinen, schmalen Hand über sein heißes Gesicht. Er lächelte überselig.

„Ich dirigiere die Ouvertüre zum „Sommernachts- Traum“,“ sagte er wie verloren. „Herr Baumeister, ich bin ein Dirigent . . . ich bin ein ausgezeichnete Dirigent . . . Sie werden Wunder an mir erleben.“

Ich glaub's . . . ich glaub's schon! Kommen Sie, wir stoßen an auf das, was wir lieben!“

Der Alte wurde plötzlich ernst. Er erhob sich, legte seinen Arm in den Kesslers und zog ihn ein wenig beiseite.

„Herr Baumeister!“

„Was denn, mein Lieber?“

„Herr Baumeister . . . Sie nehmen mir das nicht übel . . .“

Wieder hielt er inne und sein Gesicht bekam einen melancholischen und vergrübelten Zug.

„Nämlich, Herr Baumeister — aus dem Mädel ist nichts herauszukriegen . . . aber auch gar nichts . . . Ich möchte nur wissen, ob Sie's mit dem Kinde gut meinen.“

„Ja, zweifeln Sie denn daran?“

„Wo werd' ich denn, Herr Baumeister,“ antwortete er erschreckt . . . „es ist nur . . . Sie sind mir deswegen nicht böse . . . Mein Gott . . . alte Leute machen sich mitunter Gedanken.“

Er richtete sich plötzlich kerzengerade auf.

„Herr Baumeister, ich halte Sie für einen Ehrenmann . . . auf Ihr Wohl, Herr Baumeister! Auf Ihr Wohl! . . .“

„Auf die Ihrige, Herr Anders, und auf das, was wir beide am meisten lieben!“

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Freitag kam in militärischer Haltung auf sie zu.

„Die Sache macht auf mich einen sehr gediegenen Eindruck,“ sagte er, und tiefenst fügte er hinzu: „Wein ist ausgezeichnet!“

„Das freut mich — freut mich aufrichtig!“

Kessler wollte sich rasch losmachen. Die Gegenwart Freitags bedrückte ihn jedesmal. Aber er ließ ihn nicht frei.

„Hören Sie mal, Herr Baumeister, wie steht es mit meiner Angelegenheit?“

„Macht sich, Herr Freitag, macht sich! Nur Geduld haben — nicht drängen. Sie wissen am besten, daß die Sache vorsichtig behandelt werden muß.“

„Sehen Sie, wer hat nun recht? — Habe ich Ihnen nicht immer gesagt, daß das eine gefährliche Diebesbande ist? — Lassen Sie ja nicht locker, Herr Baumeister! Sie wissen, es stehen Millionen auf dem Spiele. Und wenn wir den Prozeß gewinnen — ich lasse mich nicht lumpen — Sie sollen es sehen. Uebrigens, der Wein ist wirklich ausgezeichnet,“ brach er kurz das Gespräch ab, als er merkte, daß Kessler nervös wurde.

Steinerts Stimme drang zu ihnen hinüber.

„Silentium für Herrn Frenzel — Herr Frenzel hat das Wort!“

„Meine Herren, ich werde mich kurz fassen — nur ein paar Worte . . . Ich bitte Sie, das Glas zu erheben und mit mir auf das Wohl des Herrn Baumeisters zu trinken. Alle seine Träume mögen sich erfüllen, meine Herren . . . Das Theater möge das herrlichste werden, was wir je gesehen. Meine Herren, ich bitte Sie, mit mir in den Ruf einzustimmen: Er lebe hoch! — hoch! — hoch!“

Die Anwesenden hatten sich erhoben.

„Hoch soll er leben! Hoch soll er leben!“ sang man im Chor. Die Feststimmung schwoll immer höher.

Steinert strahlte. Für ihn war die Schlacht endgültig gewonnen. Morgen würden die Zeitungen ausführliche Berichte bringen und übermorgen würden ihm die Geldgeber die Tür stürmen.

Er sah sich auf den Proben, sein Lebensstrom war erfüllt. Er würde Direktor eines großen Theaters sein, das ganze Personal würde um seine Gunst betteln, vom ersten Helden-darsteller angefangen bis zum letzten Theaterarbeiter. Er würde in seinem Direktionsbureau die Sprechstunde abhalten, und draußen würden all die antichambrieren, die ihn bis vor kurzem kaum über die Schulter angesehen hatten. Und ungezählte Gelder würden durch seine Hände gehen. Und nach all den Entbehrungen und all dem Hungern würden nun auch bei ihm Glanz und Reichtum sich einstellen. Er würde sich draußen in einem der Vororte eine kleine Villa bauen, solenne Soupers geben, mit einem Wort: leben und genießen . . .

Er bemerkte, wie Frenzel vertraulich seine Hand auf Reflers Schulter legte. Langsam näherte er sich den beiden. Dieser Frenzel war ein schwerer Junge, er wußte es und fürchtete ihn. Als er hinzutrat, lächelte ihm Frenzel zu. „Ich habe eben Ihrem Baumeister gesagt,“ wandte er sich an Steinert, „daß ich immer für Sie zu haben bin. Wenn Sie Geld brauchen, kommen Sie ruhig zu mir . . . ich siehe Ihnen zu Diensten.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Gasthaus zum König Arpad.

Von Georg Basse-Palma.

In der Komitatshauptstadt Balassa-Gharmatt hatte der dicke Propst von Neograd seine Geschäfte erledigt. Nun war es Abend geworden. Der Nebel lag in Schwaden auf den Straßen, und ohne fünf Schritte weit vor sich sehen zu können, schlug der Propst auf geratewohl den Weg nach seinem Gasthof ein. Er war groß, schon nicht mehr jung und sehr forpulent. Sein dichter Pelz behinderte ihn auch, so daß er nur langsam vorwärts kam. Die feuchtkalte Novemberluft legte sich unangenehm auf sein feistes Gesicht. Die dicke Nase, die sonst immer wie ein kleiner Ofen glühte, wurde ihm ganz kalt.

Auf dem Markt, als er grad' am Komitatshaus vorbei wollte, stolperte er mit einemmal vor der breiten, vorspringenden Stein-treppe über einen langausgestreckten Gegenstand. Um ein Haar wäre er gefallen. Näher zusehend, erkannte er in dem Hindernis die Beine eines schlafenden Weibes, das mit dem Kopf auf der untersten Stufe lag und ein Paket in den Armen hielt.

„Jesus Maria!“ dachte der Propst. — „In dem Wetter!“ Er bückte sich und rüttelte sie an der Schulter. Das Mädchen wurde ihm nicht leicht, und er schnaufte vernehmlich dabei. Aber er durfte die Person dort nicht schlafen lassen. Sie konnte sich den Tod holen . . .

„Du, geh nach Haus! Ist das ein Wetter für einen Christen-menschen?“

Hestig zusammenschauernd fuhr die Angerufene halb auf. Sie war in tiefend nasse, zerlumpte Bauernkleider gehüllt. Ihre großen, schwarzen Augen richteten sich verschlafen für einen Moment auf den Geislichen. Dann schüttelte sie stumm den Kopf.

„Hoh! die hab' ich doch schon öfter gesehen!“ fiel es dem Propst ein. „Richtig, heut nachmittag sah sie auch hier auf der Treppe. Und vor acht Tagen ebenfalls!“

„Wartest Du hier auf jemand?“

„Ja!“

„Auf wen denn?“

„Auf meinen Mann.“

„Wann kommt der?“

Das stumpfe Gesicht des jungen Weibes veränderte sich plötz-lich. Sie fing an zu lachen und zeigte eine Reihe breiter, weißer Zähne.

„Jeden Augenblick kann er kommen, Herr! Ja, ganz gewiß. Spätestens kommt er morgen, in aller Frühe.“

„Aber Du kannst doch nicht bis morgen hier auf der Straße liegen?“

„Ist! Bedt mir das Kind nicht!“

Sie beugte sich über das Bündel und wiegte es hin und her. Die eine Laterne, die in der Nähe war, gab nur schwaches Licht. Der Propst sah aber doch, daß das, was sie da wiegte, kein Kind war. Es war ein plump zusammengeschnürter Knäuel Lumpen. Weiter nichts.

„Eine Zere!“ sagte er sich mitteilidig.

Er versuchte nochmals sie zum Aufstehen zu überreden, aber sie blieb störrisch und fing schließlich an zu weinen. Der Propst war trotz der verhältnismäßig frühen Stunde allein auf der Gasse. Was konnte er tun? Außerdem: die Beine froren ihm, und die Nase tat ihm direkt weh.

Mit einem leisen Schamgefühl ging er weiter. „Es ist nicht mein Sprengel!“ beruhigte er sich. —

Im Honoratiorenzimmer des Gasthofes zum König Arpad begrüßten ihn die wenigen Anwesenden mit lautem Hallo. Es waren nur vier im ganzen, die unter der altmodischen Hängelampe am den runden Mittelstisch gruppiert saßen, der Bürgermeister, der

seinem gedunsenen Gesicht, der dicken Nase und den grauen Bart-toteletts den Spitznamen „Koloman Szell“ zu danken hatte; der Notar, der vom vielen Zigarettenrauchen hager wie eine Hopfen-stange und ganz gelb geworden war; ein Kaufmann, namens Pittrich, und der erst unlängst zugezogene junge Arzt, Andreas Habla, der von Tag zu Tag auf eine einträgliche Epidemie wartete.

„Vrr! So ein Hundelwetter!“

Sein Pelz fing an zu dampfen, als er vor den pfauchenden Eisenofen trat. Prustend und stöhnend entledigte er sich seiner, zog Handschuh, Halstuch und Gummischuh ab und begann danach seine Nase zu reiben. Erst als diese wieder warm geworden, setzte er sich zu den anderen und ließ sich einen Glühwein bringen.

„Heute geht's nicht mehr nach Haus, und wenn's mir ein Königreich einträgt!“ erklärte er behaglich. „Jetzt zwei Stunden weit im Wagen fahren, nein, das halten die Knochen nicht mehr aus!“

„Aber wenn man Sie braucht?“ erkundigte sich Doktor Habla boshaft. „Ein Sterbender vielleicht“ . . .

„Na,“ schmunzelte der Propst. „Kranke haben wir ja, Gott sei's geklagt! Aber da wir seit zwei Monaten keinen Arzt ins Dorf ge-lassen haben, werden wohl alle wieder gesund werden.“

Die Tischgenossen lachten. Das stark gerötete, eben noch so selbstzufriedene Gesicht des alten Herrn wurde aber plötzlich ernst. Die Fremde, die er in Wind und Wetter auf der Gasse gelassen, fiel ihm ein.

Er erzählte sein Erlebnis und erkundigte sich nach ihr.

„Ah, die Stascha!“ sagte der Notar. „Beruhigen Sie sich, die wäre nicht fortgegangen und wenn Sie ihr drei Stunden zugeredet hätten!“

„Was ist denn mit ihr?“ fragte der Bürgermeister. „Auf der Straße schlafen, ist übrigens verboten.“

„Mit Recht!“ bestätigte Habla sarkastisch. „Sie kann draufgehen dabei, und die Kommune hat eine Armenleihe mehr.“

Der Notar strich sich mit der Hand über das feine kränkliche Gesicht:

„Ihren Sarg könnte sie noch selbst bezahlen“, erklärte er ver-sonnen. „Sie hat eine Geschichte hinter sich, bei der man sich einiges denken kann. Soll ich sie erzählen?“

Sie kennen ja alle die Landbevölkerung unserer Gegend: armes slowakisches Volk, das mit gekrümmtem Rücken geboren wird und für eine Meze Weizen mehr arbeiten muß als der Theißbauer für einen Saek Mehl. Das Bergland ist spröde, und der harte Kampf um das tägliche Brot frist alle Kräfte, so daß die geistige Entwicklung sehr zurückgeblieben ist. Selbst das Christentum ist trotz achthundert-jähriger Herrschaft nur äußerlich. Im Innern wuchert der Aberg-laubte aus der grausen Heidenzeit weiter, wenn er im Gewand auch christianisiert ist.

In dem ganz abgelegenen Dorfe Bodony hat sich das vor kurzem wieder mal gezeigt. Das arme Weib — Stascha Pallovicz hieß sie in ihrer Mädchenzeit — ist eines der Opfer. Drei andere sind daran zugrunde gegangen: ihr Mann, ihr Kind und das schul-dige Werkzeug: die alte Peteny.

Bodony gehört zu meinem Bezirk. Zur Revision des Gemeinde-amtes und zu ähnlichem muß ich oft hinaus. Auch bin ich häufiger Jagdgast bei Michalski, dem Gutsbesitzer. So kenne ich dort Klein und groß, und die Stascha habe ich auch gekannt. Wenn ich ihr be-gegnete, wie sie mit der Hacke über der Schulter bloßfüßig auf das Hartoffelfeld zog, kniff ich sie oft in die Wade und scherzte mit ihr. Hüßlich war sie selbst nach städtischen Begriffen; für die verarbeiteten, schlechtnährten Slowaken aber geradezu eine Schönheit. Runde, volle Wangen, große schwarze Augen mit langen Wimpern, breite Stupsnase und ein großer, üppiger Mund, der immer ein wenig lächelte. Den Pops hatte sie natürlich auch in ein armlanges, buntes Tuch geflochten. Nur die Kleidung — viel sauberer als üblich war die auch bei ihr nicht. Sie trug wie die anderen ihre ganze Garderobe ständig mit sich herum: einen Knierock über dem anderen, an Arbeitstagen den schmützigsten oben und den besten unten, an Feiertagen in umgekehrter Reihenfolge. Immerhin: sie war das appetitlichste Mädel, das oben herumkief.

Ein junger Bauernsohn mit behäbig fettem Gesicht und blondem Schnurrbart, Michael Peteny war häufig um sie her. Tagsüber wohl nicht, weil die Stascha zur Herrschaft tagwerken ging und er seinen eignen Grund hatte, aber abends standen sie auf der kleinen Brücke vor dem Wirtshaus, wo sich das ganze Jungvolk zu ver-sammeln pflegt, immer auffällig dicht beieinander. Schon weil ich die Matritel sähere, interessiere ich mich für alle Liebesgeschichten. Arbeit kommt für mich immer heraus: entweder eine Aenderung im Personalstand und hinterher eine Neueintragung in das Einwohner-verzeichnis oder auch nur das letztere. So ist es mal auf dem Lande.

Michalski lachte mich aus, als ich von einer Heirat der beiden sprach. „Wo denkst Du hin!“ meinte er. „Die Petenys haben ein leidliches Grundstück und die Stascha nichts als ihre sieben Rode. Solwas ist nicht üblich. Und selbst, wenn der Junge wollte, würde die Mutter es ihm schon austreiben. Die ist ein Geizknochen und sorgt für die Sippe, als ob sie auf einem Thron säße. Der Michel muß einen Hof heiraten, sonst geht es ihm und seiner Liebsten schlecht.“

Ich kannte die Alte auch ein wenig. Seine hatte sie wie ein Chinese, ganz gelb und ohne Waden. Die Knöchel

waren enorm groß und standen wie zwei Henkel nach rechts und links. Sie hatte einen seltsamen Gang: sie hob die Füße fast gar nicht, sondern schlurfte immer, so daß sie bei kotigem Wetter stets einen kleinen Dreckwall vor sich herschob. Sonst unterschied sie sich von dem üblichen Altweibertypus nur noch durch den unnützlich hervortretenden Unterkiefer. Einmal hatte ich sie in Zorn gesehen, als sie mit einer Wagenschwinge auf ihren Mann losging und ihn ganz jämmerlich verprügelte, weil er ein halbes Brot weggeschleppt hatte. Sie litt an einem fanatischen Geiz, an der krankhaften Angst, daß alles, was sie zusammengeharrt, von Mann und Sohn wieder verschleudert würde. Der alte Bauer tuschelte vor ihr wie ein junger Jagdhund, und es schien gänzlich ausgeschlossen, daß der Michael gegen diese Bestie aufkommen könnte, er, der bei seiner Bärenstärke weidherzig war wie ein kleines Mädchen. Sein Dachshund hatte sich in einer Marderfalle die Vorderpfoten zerschmettert, und da war er in der eifrigsten Winterkälte drei Stunden weit mit dem Vieh zum Tierarzt gegangen, weil er sein Winseln nicht ertragen konnte. Solch Charakter hat gewöhnlich nur Kraft zum Dulden und Sorgen, nicht aber zu einem häuslichen Kampf.

Wie er den Widerstand der Alten späterhin doch zum Schweigen, wenigstens zum vorläufigen Schweigen gebracht hat, ist mir auch nicht recht klar geworden. Genug: eines Tages standen die jungen Menschen zur Ziviltraumung vor mir. Heitere Gesichter machten sie nicht, aber sie hielten sich so fest an den Händen, daß man Vertrauen zu ihrer Zukunft fassen konnte.

Monate vergingen danach, ehe ich wieder von ihnen hörte, dann erzählte mir Michalski, der an dem stattlichen Paar regen Anteil nahm, daß die Stascha ein Kind trüge und fortwährend kränzlich sei. „Das ist gefährlich,“ setzte er hinzu. „Eine kranke Schwiegertochter und ein Enkel ohne Muttergut wird für die Alte doch zu viel sein. Sie geht sowieso umher, als ob sie sieben Teufelskinder braute.“

„Was kann sie denn jetzt noch tun?“ meinte ich spöttisch.

Michalski sah mich für diese Frage böse an.

„Was sie noch tun kann? Wenn Ihr eure städtischen Ansichten doch nur nicht immer auf dies Volk anwenden wölkelt! Ich sag' Dir, Du hochweiser Notar: wenn die Stascha stirbt, ehe das Kind da ist, dann laß' ich die Leiche obduzieren, weil Unrat dahinter steckt. Ich kenne das Kas'!“

„Gift?“ fragte ich zweifelnd.

Michalski nickte sehr ernst.

„Jetzt glaube ich es noch nicht, weil die Krankheit nicht danach ist, aber ich traute es ihr zu.“

Ich hielt seine Befürchtungen für übertrieben. Erstens tötet man auch im Gebirge nicht so leicht einen Menschen, und dann ist Gift für ein Bauernweib ja auch schwer zu beschaffen. Für Strchnin und Phosphor war die Alte zu gewitzt.

Nun, die Stascha ist nicht an Gift gestorben, daß sie aber lebt und wie sie heut' lebt: als Irre, das hat die Alte dennoch fertig gebracht.

Vor sechs Wochen führte mich mein Weg wieder einmal nach Bodony. Das Gehöft des Dorfrichters liegt gleich am Anfang der Straße. Ich ließ dort halten und ging hinein. Aber seltsam! Es war kein Mensch zu sehen. Nirgends. Weder auf dem Hof, noch im Haus. Selbst der Hund, der mich sonst immer wie besessen anläufige, war nicht da. Ich ließ ausspannen und ging zu Fuß weiter. Ueberall dasselbe Bild. Ich traf kein lebendes Wesen auf der festgefrorenen Gasse. Dabei war es gegen die Mittagszeit, während der nicht einmal zur Ernte, geschweige im Spätherbst auf den Feldern gearbeitet wird. Und alle Häuser standen öde. Nur das Vieh hörte ich hier und da in einer Stallung mit den Ketten rasseln. Ein leises Frösteln überließ mich, das nicht allein von der Kälte kam. Ich war beunruhigt, ohne zu wissen warum.

Einige Minuten war ich gegangen, als ich dumpfe Geräusche, Gerausch und Gemurmel vernahm, wie von einer großen Menge, die ich noch nicht sehen konnte. Ich beschleunigte meinen Schritt, und wie ich beim Wirtshaus um die schroffe Ecke bog, wo die Straße sich in das Tiefere senkt, sah ich das Petenische Gehöft, umgeben von dem schweigenden Gemüß von Hunderten von Menschen. Auf der Straße drängten sie sich, und der Hof war voll von ihnen. Unter den schwarzen Rundhüten und unter den bunten Kopftüchern sahen die verwirrten Gesichter in seltsamer Verstocktheit hervor, und alle Augen waren in unheimlicher Neugierde auf das Haus gerichtet, als ob dort graufiges vor sich ginge.

Die vorderste Reihe der Leute wich bei meinem Nähen auseinander und ließ mich ein, sich hinter mir wieder zu dichtem Knäuel zusammenschließend. Ich wollte fragen, was es gäbe. Die Herzen zitterten mir aber, ehe ich noch das geringste gehört. Vom Hofe aus war ich auch schon bemerkt worden. Ein großes, starkknochiges Weib brach sich Bahn zu mir und fiel vor mir zu Boden unaufhörlich die breiten Hände vor das podernarbige Gesicht schlagend und mich heifer vor Angst und Hülfe ansehend.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

a. Gastlichkeit. „Na, und wie habt Ihr denn Schusters gefunden?“ fragte Frau Marie. „Geht es Luise wieder besser? Ich wäre ja sehr gern mitgekommen, aber ich war zu erkältet!“

„Verloren hast nicht viel!“ erwiderte die Schwägerin spöttisch; „Du bist doch d'r an gewöhnt, anständig Abendbrot zu essen und trinkst gern 'n paar Flaschen Bier dazu; das können einem die nicht bieten.“

„Na, lieber Himmel, dann behilft man sich mal. . . Wie Du aber bist, Erna!“ Frau Marie schüttelte lachend den Kopf: „Man geht doch nicht um's Essen hin, man will doch mit den Menschen zusammen sein.“

„Es stört aber die Gemüchlichkeit.“ Erna zudte die Achseln. „Ueberhaupt wenn die Leute sich einrichten müssen und nicht ordentlich auftragen können, sollen sie sich lieber keine Gäste einladen.“

„Aber, Erna, diesen Besuch. . . Du kannst doch diesen Besuch nicht gerade als „Gäste einladen“ rechnen! Du hast Deinen Bräutigam bei ihnen eingeführt und Ihr seid zum Abend dageblieben, das ist doch rein verwandtschaftlich.“

„Nu und wenn auch!“ Erna lehnte sich hintenüber und beschränkte die Hände unterm Kopf. „Mir ist so was ungemütlich! Wenn ich schon sehe, sie belegen 'n Kuchenschnittler bloß mit Thüringer und Leberwurst, habe ich genug. Nu, ich bin ja auch raus gegangen und hab Luise zwei Mark gegeben, damit sie was Anständiges auftragen kann. Das heißt, genommen hat sie sie nicht, ich glaube sogar, das Schaf wurde noch verstimmt.“

„Na hör mal, und das wundert Dich?“ Frau Marie stützte den Arm in die Hüfte. „Ruf die kleine Frau das getränkt haben! Sie will geben, so gut sie es kann, und Du zeigst ihr, es ist mir nicht gut genug bei Euch armseligen Leuten.“

„Quatsch!“ sagte Erna, „so muß man's doch nicht auffassen, ich weiß doch, wie plundrig es ihnen geht, ich hab' ihr doch 'ne Wohlthat erweisen wollen.“

„Om!“ sagte Frau Marie, „ich hätte ihr freilich gesagt: Leg' mal heut gar nichts drauf, Hans und ich haben gerade Appetit auf 'ne reguläre Schmalzstulle oder 'n hartes Butterbrot.“

„Ach und dafür soll man erst bis raus nach Friedrichsberg fahren?“ Erna lachte hell auf. „Ree, das kannst Du nicht verlangen; dann zahl' ich doch lieber was zu, und sie laun sich auch gleich mal ordentlich mit satt essen. Das hätte ihr obenem nichts geschadet näch' ihrer Lungenentzündung. Ich hab's ihr auch gesagt.“

Frau Marie antwortete nicht.

Erna neckte sich mit der Kasse, die auf den Diban gesprungen war. Nach einer Weile fing sie wieder an: „Luise hat ja überhaupt keine Manieren, sie ist ja auch aus 'so einfacher Familie. Nein, wenn man Besuch bekommt, entweder ordentlich oder gar nicht. Siehste, da ist meine Cousine Franziska ganz anders. Du sollst mal sehen, wenn wir nächste Woche bei der sind gibt es Fricassé und Braten und Wein oder mindestens echtes Bier dazu.“

„Nun ja — wenn sie es kann. . .“

„Ach kann! Sie kanns gar nicht!“ Erna lachte verächtlich. „Das weiß doch jeder, daß so'n kleiner Beamter das nicht kann; aber sie macht's eben, wenn sie Besuch hat; sie weiß was sich gehört. Was sie nicht bezahlen kann, das bleibt sie schuldig.“

„Na, hör mal, und da fühlst Du Dich gemüchlich?“ fragte Frau Marie etwas spöttisch.

„Na, das brauch' ich doch nicht zu wissen, das weiß man doch mir so nebenbei,“ sagte Erna.

„Und Du findest es richtig?“

„Richtig? Na, Menschenskind, nein, natürlich nicht. Ich werde es ja jedenfalls nicht machen, wenn ich erst mit Hans verheiratet bin. Denkeft etwa, ich werde mal die Gäste so aufnehmen? Fällt mir nicht ein! Ich hab' die Arbeit und die essen sich satt für mein Geld! Ich hab' mir 'n Calesford voll Dreierstücke und zieh mir selber Pflor ab. Wer kommt, kriegt 'n Glas Lilör und 'n Cales, fertig ist die Laube und es sieht nobel aus. . . Ich nehme bloß Stippbistten an.“

„Und willst ganz eingezogen leben? Das ist doch nichts für Hans und Dich auf die Dauer.“

„Soll's ja auch gar nicht.“ Erna setzte sich aufrecht. „Na, weißt Du, w'ir werden schon in Gesellschaft gehen. Da mach' ich's einfach wie meine Freundin Toni. Die kann doch selber nicht Besuche empfangen, weil ihr Vater immer krank ist, da bringt sie jedesmal, wenn sie wohin kommt, 'n hübsches Bulet mit für 'ne Mark fußig. Das werde ich auch tun und einfach sagen, meine Wohnung ist für Gesellschaften zu klein. Mit 'nem Strauß für fünfzehn Groschen kann man doch überall hingehen, für mehr als für fünfzehn Groschen ist man doch lauer. Aber 'ne Gesellschaft kost mir mehr, siehste, oder denkst Du, ich hab' die auch für eine Mark fußig?“

a. Das Bentelecht der Handwerksleute. Das Solidaritätsgefühl der Arbeiter, das heute in so hohem Maße den Grimm und den Haß unserer großen und kleinen Fabrikpächter weckt, war im Mittelalter womöglich noch stärker entwickelt als heutzutage. Wehe dem Gesellen, der damals den Interessen der Allgemeinheit, ihren Satzungen und Vorschriften hätte zuwider handeln wollen. Ihn hätte schwere Gesellenstrafe erwartet, und jeder ehrliche Handwerksnecht hätte einem solchen Abtrünnigen den Gruß und Handschlag verweigert, solange er sich nicht gefügt und sein Vergehen gebüßt hatte. Fügte er sich aber schließlich nicht, so wurde er für „unehrlich“ seitens seines Handwerks erklärt. Und diese „Unehrlichklärung“ wirkte auf den Gesellen mit elementarer Gewalt und Kraft, viel mehr als im 16./17. Jahrhundert jemals der kirchliche Bann zu wirken in der Lage gewesen wäre. Von seinen Mitgesellen verfehmt, von den Meistern bis zur Erledigung und Aufhebung des Verurtheilten, der durch

Daufzettel mit großer Schnelligkeit durch alle Handwerksbergaue des weiten Deutschen Reiches eilte, von jeder Beschäftigung ausgeschlossen, blieb einem solchen „Unehrlichen“ schließlich nichts übrig, als mit allen Mitteln den Beruf abzulösen oder das Handwerk für immer zu meiden. Widersehtlichkeit gegen die Gesellenordnung und gegen die Geselleninteressen wurde nicht nur durch Geldbußen, doppelten oder einfachen Wochenlohn gestraft, sondern die Gesellen wandten auch ein handgreifliches Mittel an, nämlich das „Deutelrecht“. Dabei ging es dem zur Strafe und Abschreckung „Gebeutelten“ gar nicht gut. Wie die Ausführung des Deutelrechts ungefähr aussah, geht aus dem mittelalterlichen Handwerksgrube der Tischler hervor, der da lautete: „Also mit Gruß, Meister und Gesellen haben mir befohlen, ich sollte Meister und Gesellen freundlich grüßen wegen des Handwerks, die des Handwerks redlich seien. Die es aber nicht seien, von denen sollte ich nehmen Geld und Geldeswert und sie helfen redlich machen. Bei den Haaren über den Tisch, von dem Tisch auf die Bank, von der Bank auf die Erde, bis sie begehren, redlich zu werden.“ Das Deutelrecht spielte auch in den Forderungen der Schuhnechte eine Rolle, die 1724 in Augsburg ausständig geworden und nun nach Handwerksbrauch ausgezogen d. h. in eine benachbarte Stadt gewandert waren. Nebst Ertrag der ihnen während des Auszuges erwachsenen Kosten von 3132 Gulden, Aufhebung des ergangenen Berufs seitens der Meister, Rückgabe der Gesellenlade und der ihnen gepfändeten Sachen, sowie Auszahlung des innebehaltenen Lohnes forderten sie nebst ihren anderen Freiheiten auch diejenige des Deutels gegen die Streifbrecher. Es hieß da im Abschnitt 6: „Die Bruderschaft der Schuhnechte katholischer Religion verlangt ferner, diejenigen Jahrarbeiter, Meisterjöhne und andere, welche an dem Ausstände keinen Teil genommen, wie es aller Orten üblich und gebräuchlich ist, nach Handwerksgewöhnheit abstrafen zu dürfen, jedoch so, daß sie hierdurch nicht untüchtig gemacht werden sollen.“ —

Theater.

Deutsches Theater. „Die Brüder von St. Bernhard“. Schauspiel in 5 Aufzügen von Anton Dorn. — Der Verfasser mit dem unbekanntem Namen, der nach dem Ausweis des Schriftstellerlegitons für den deutschen Büchermarkt erstaunliche Mengen beigezeichnet hat, gab dem Publikum Gelegenheit, sein Bild sich gründlich einzuprägen. Nach jedem Akte eilte er, von dem tatsächlich ungewöhnlich starken Applaus gerufen, ein paar Mal vor die Rampe. Mit einem heiteren ungetrübten Gewissen, ja mit Stolz und Freude schien er sich zu dem Kinde seiner Muse zu bekennen. Die guten Absichten sind unbestreitbar, und in katholischen Gegenden mögen Stücke, die den dumpfen Glauben an die Heiligkeit des Klosterlebens belämpfen, von Nutzen sein, mögen manchem, dem durch ein auflärendes Nüchternment nicht heizulommen ist, einen aufrüttelnden Anstoß geben. In Wien kam es bei der Aufführung zu erregten Demonstrationen für und wider. Aber losgelöst von einem Boden, der der Polemik eine Art aktuellen Interesses leiht, will diese Wohlgefuntheit wenig bedeuten. Der Standpunkt erscheint dann selbstverständlich, und die emphatische Betonung des Selbstverständlichen ermüdet, macht auf die Dauer ärgerlich. Der Stoff hat nicht mehr einen Vorzugswert vor anderen und kann nur in dem Maße wirken, als er künstlerische Befeeelung empfangen. Daran gebrach es leider sehr. Das Drama Villenfeins, das vor ein paar Monaten in Deutschen Theater gespielt wurde und in der Tendenz nach verwandtes Motiv behandelte, war in all seiner Unvollkommenheit doch immerhin von einem künstlerischen Wollen getragen, das Streben wenigstens nach psychologischer Vertiefung trat hervor. Dorn behandelt sein Thema in einer ausgesprochen trockenen Illustrationsmanier. Daß dies und das an einem Beispiel, und zwar an einem möglichst naheliegenden, die Phantastie in keine Unkosten stützenden Beispiel gezeigt werden soll, — den Eindruck wird man nicht los. Die Sprache hat die Klarheit eines deutschen Aufsatzes, und der Handlung mangelt jede innere Konzentration.

Frater Paulus, der ehrliche, begabte Handwerkersohn, den die Bitten seiner bigotten Mutter in das Kloster getrieben, sieht mit Bangen dem Tage, an dem er die für immer bindenden Weihen empfangen soll, entgegen. Der Prior, der mit einigen andern Brüdern als Repräsentant pfäffischer Induldsamkeit, Vorniertheit und Heuchelei figuriert, während die besseren Elemente in dem greifen Vater Fridolin ihr Haupt verehren — stellt den jungen Mann ob seiner literarischen Seitensprünge zur Rede. Geistliche Denunzianten haben berichtet, daß Paulus den Ratjan eines gewissen Lessing — der Prior des Hornschen Stückes hat diesen Namen noch nie gehört (!) — und Wielands Oberon lese, desgleichen in ein freisinniges Blatt Artikel über das Evangelium der Schönheit schreibe. Natürlich antwortet der Jüngling edelsinnig hocherhobenen Hauptes, der Angellage wird zum Ankläger. Frischer wirken die Szenen des zweiten Aufzuges im Hause des Drechslers Döbler; sie sind in ihrer volkstümlichigen Art die relativ gelungenste Partie des Stückes. Der aufbrauende, tyrannische, im Grunde lebenslustige Alte, der den geistlichen Herrn Sohn braucht, um am Stammische zu romanisieren, die Mutter mit den Duldermienen und der unmotivierten Sündenangst, die, um beim lieben Gott einen doppelt wirksamen Fürsprech zu haben, nach dem Sohn nun auch die Tochter ins Kloster schicken will, ergänzen sich in ihrem naiven Egoismus. Paulus, nachdem er endlich sich das Herz

gefaßt, den Eltern zu sagen, daß er das Mönchsgeübde nicht ablegen kann, lehrt, um durch dies Opfer die Schwester vor gleichem Schicksal zu bewahren, ins Kloster wieder zurück. Es folgt eine Sitzung der Brüder, in der über die Erteilung der Weihen beraten wird. Wieder treten die Guten und die Schlechten einander gegenüber. Die Heuchler wollen als Strafe Paulus eine längere Probezeit auferlegen, ein Anschlag, der durch die Gerechtheit des Vater Fridolin gekreuzt wird. Es ist ein Intermezzo, in dem die Handlung um keinen Fuß breit weiter rückt. Auch der vierte Akt bringt kein zum Ausgang in innerer Beziehung stehendes Moment. Die Döblers sind ins Kloster gekommen, um der Weihe des Sohnes beizuwohnen. Die Mutter schwärmt vom klösterlichen Frieden, der Alte von dem Klosterbräu; der Prior und ein konkurrierender Hochwürden treiben für die Prälatenwahl schofelsten Stimmenfang; ein im Dienst ergrauter Förster, den die Herren als freisinniger Gesinnung verdächtig ansehen, schießt, angeblich weil er die Schande nicht überleben kann, sich eine Kugel durch den Kopf. Im letzten Akt ist Paulus wieder auf dem alten Punkt. Er will der Weihe sich nicht unterziehen und der entscheidende Augenblick gibt ihm endlich die Kraft des Entschlusses. Aus der Kirche stürzt er in die Zelle Fridolins, dem er seine Zweifel gebeichtet; er hat den Schwur nicht unterzeichnen können, die Feder fortgeworfen. Der alte Mönch, dem Adolf Klein einen Ton ehrwürdiger Güte verlieh, wehrt die entsetzten Merker, die empörten Eltern mit milder Rede ab, und Paulus stimmt ein Loblied auf die Freiheit, die er längst hätte haben können, an.

Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Den jugendlichen Helden spielte Julius Geisenbörfer, Sommerstorf seinen Gefährten, Waldow den Prior. Ausgezeichnet war Ernst Arndt in der Rolle des heißblütigen Drechslers und Margarete Otto-Körner als wehleidiges, gottergebenes Mütterchen. dt.

Humoristisches.

— Enttäuschung. Stadtmissionar: „Na, komm' mal her, Kleiner; sag mal, hast Du Deine Eltern auch recht, recht lieb?“

Junge: „Nicht zu knapp!“

Stadtmissionar: „So ist's recht! Fahre so fort, da kann ich Dir auch eine große Belohnung versprechen, dann wird es Dir immer wohl gehen und Du wirst lange leben auf Erden!“

Junge: „Totte doch! um id denke mindestens, Se woll'n ma'n Trofchen for'n Automaten schenken!“ —

— Heimweg. „Ja ja, lieber Freund, Maß halten im Trinken ist auch 'ne schwere Kunst.“

„I woach allweil wann ig'nug trunken hab'!“

„Kam, wiejo?“

„Wenni immer kann.“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Das große Werk der Akademie, der Thesaurus linguae latinae, will nicht recht vorwärts. Es ist zu groß angelegt gewesen und muß gekürzt werden. Es fehlt an Geld und Mitarbeitern, so daß der Fortgang des Unternehmens ernstlich in Frage steht. —

— Die philosophische Fakultät der Wiener Universität hat sich für die Zulassung der Frauen zur Dozentur entschieden. —

— Im Kleinen und Neuen Theater werden nächstens in Szene gehen: „Sanna“ von Hermann Bahr, „Der Liebestrank“ von Frank Wedekind, „Zbens“ „Rosmersholm“. —

— Artur Nikisch hat die Oberaufsicht über die musikalischen Aufführungen des Leipziger Stadttheaters übernommen. —

— Das erste elsass-lothringische Musikfest findet vom 20. bis 22. Mai in Straßburg statt. Festdirigenten sind: Charpentier (Paris), Mahler (Wien), Richard Strauß (Berlin), Stockhausen (Straßburg). —

— Der dänische Generalkstab hat eine Aufnahme Islands begonnen. Bisher sind 5700 Geviertkilometer vermessen worden. Als höchster Punkt der Insel wurde mit 2120 Metern der Hvannadalsknuff festgestellt. —

o. Die Entdeckung von reichen Eisenerz-Lagern in den mittleren Provinzen Indiens wird aus Kalkutta offiziell bestätigt. —

— 99899 Dampfkessel waren am 31. März 1904 in Preußen vorhanden. Davon waren 72080 feststehende, 24829 bewegliche Kessel und 2990 Schiffsessel. —

— Heizung mit Quellwasser. In Boise City (Idaho, Nordamerika) sind Quellen erbohrt, die bei 300 Meter Tiefe des Bohrlochs Wasser von 50 Grad Celsius ergeben. Bei der großen Ergiebigkeit der Quellen hat man das Wasser zum Heizen der Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude benutzt und zu diesem Zweck ein Pumpwerk erbaut, welches die durch die Stadt verzweigte Rohrleitung mit beständigem Zufluß an warmem Wasser versorgt. Diese Warmwasser-Heizanlage war nach dem „Prometheus“ bereits im Winter 1903/04 im Betriebe. —